

Zeitschrift: Archiv für Tierheilkunde
Herausgeber: Gesellschaft Schweizerischer Thierärzte
Band: 1 (1816)
Heft: 4

Artikel: Seltenes Beispiel von den Heilkräften und der Selbsthilfe der Natur
Autor: Richli
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-591337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

III.

Seltenes Beispiel

von den

Heilkräften

und der

Selbsthilfe der Natur.

Von

Thierarzt Richli

in Willisau im Kanton Luzern.

Im Jahr 1804 brachte ein Bauer vor mein Haus ein ungefähr 19 Jahr altes Pferd. Es war vermöge seinem Alter zu längern und strengern Arbeiten untauglich. Er überließ es als Geschenk meiner Willkühr, Folgendes von ihm erzählend:

„Wir haben das Pferd erzogen. Wie es ein halbes Jahr alt war, fiel es einen Stock hoch in das steinharte Tenn herunter auf seine linke Seite. Es lag eine gute Weile wie todt da, hob endlich seinen Kopf, und wir brachten es mit vieler Mühe in seinen Stalle.

Hier legte es sich auf seine rechte Seite. Wir konnten durchs Gesicht und Gefühl deutlich bemerken, daß zwei oder drei Rippen gebrochen waren. Wir holten keinen Arzt, in der Voraussetzung, daß es innerlich schlimm aussehen müsse, seinen baldigen Tod erwartend, reichten ihm etwas Essig und Wasser zum Getränk, wuschen die gebrochenen Rippen ebenfalls mit Essig, und ernährten es mit gekochter Brodsuppe. So vergingen einige Tage. Wir versuchten, es zum Aufstehen zu bringen, was auch gut gelang. Nach einigen Stunden legte es sich wieder auf die rechte Seite. Das probirten wir etlichemal.

Am folgenden Tage ungefähr nach seinem Fall nahm das Fohlen wieder von seinem gewohnten Futter. Täglich besserte sich sein Appetit.

Länger als ein halbes Jahr äusserte es starke Schmerzen, wenn man die linke Seite befühlen wollte, aber doch noch heftigere, wenn mit der Hand über die rechte gefahren wurde.

Binnen drei viertel Jahren war das Thier vollkommen gesund. Aber immer (ist noch) biß und schlug es, wenn man die ganze linke Seite, oder die rechte in der Lebergegend, anrühren wollte.“

So weit der Bauer. Die Oboluktion zeigte Folgendes :

In der Lebergegend waren drei Rippen gebrochen. Die Bruchenden hatten sich mit Knorpel vereinigt.

Durch die Substanz des großen Lappens der Leber ging ein Loch, durch welches die größte Mannsfaust bequem geschoben werden konnte. Seine Peripherie bestand aus einer einförmigen, weissen, knorpelartigen Vernarbung. Rings um das offene, ausgebildete, ausgeheilte Loch war die Leber völlig gesund.

Das Milz war mitten entzwei, klappte vier Zoll auseinander, ohne die geringste Verbindung beider Stücken unter sich, übrigens mit dem Magen in regelmäßigem Zusammenhang. Jede Trennungsfläche war knorplicht vernarbet. Die Substanz selbst war hart und trocken, ohne die mindeste Feuchtigkeit, ihre Oberfläche ausgenommen. Die Farbe wie gewöhnlich. Im übrigen konnte am Pferd nichts Fehlerhaftes bemerkt werden.

So lebte ohne Milz — die vorhandene muß für jede Berrichtung als todt angesehen werden — und mit einer so ungeheuern Zerstörung der Leber das Pferd 18½ Jahr, brauchbar zu allen Diensten. Ich weiß nicht, was hier mehr bewundert werden muß, die Selbsthilfe der Natur, ohne Zuthun der Kunst, drei Rippenbrüche, ein geborstenes Milz, und eine vier Zoll im Durchmesser durchlöcherter Leber ausgeheilt zu haben, oder den Reichthum ihrer Mittel, ohne Milz die organische Haushaltung bestreiten zu können. Wir haben zwar viele Beispiele von gänzlicher Abwesenheit des Milzes, von seiner gefahrlosen Ausschneidung bei Menschen und Thieren (man lese darüber die Ephem. natur. curios.), aber keines, wo der Mensch oder das Thier, ich will nicht sagen, in völliger Gesundheit, in allen Strapazen, wie das obige Pferd, seine ganze Lebenszeit hindurch ausgehalten hat. Auf das Versten des Milzes und der Leber müssen starke Ergießungen erfolgt sein; auch da half sich die Natur. Es war alles eingesogen. Die verhärtete, ganz trockene Milz lag an Farb und Größe wie in Spiritus aufbehalten, da man doch glauben sollte, sie hätte durch Vereiterung zerstört, oder wenigst, so ohne alle Flüssigkeiten, zum kleinen Volumen einschrumpfen sollen.

Nebst dem, daß dieser Akt ein Beitrag mehr zu der Geschichte der Allmacht der Natur in ihren Anliegen ist, liefert er auch Stoff zu den strengsten An- und Umsichten in der Bestimmung der Tödtlichkeit der Wunden bei Thieren in gerichtlicher Hinsicht. Die erzählten Umstände zusammengenommen hätte die Mehrzahl der Thierärzten (wenn der Tod erfolgt wäre) verleitet, die Verwundung für absolut tödtlich zu erklären. Daß es so ungeheuerere Leber- und Milzverwundungen nicht sind, zeigt Vorligendes. Mir scheint, in unsern Lehrbüchern der absoluten Tödtlichkeiten noch viel zu viele zu stehen. Absolut tödtlich ist, wo die Natur absolut nicht mehr helfen, oder ihr nicht mehr geholfen werden kann. Schon dieser Begriff einer absolut tödtlichen Wunde, wie er auch wirklich ist, wenn er schon nicht so in den Schulbüchern steht, macht ihre große Anzahl, wie sie noch gelehrt wird (Plenk's gerichtliche Arzneikunst), sehr verdächtig.